

Leben erst recht.



Leben heißt Chaos.



ro
ro
ro



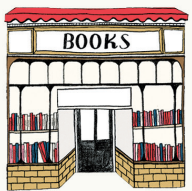
Jo Platt



Herz



über



Kopf



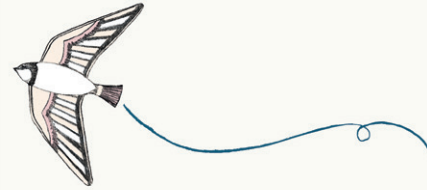
ROMAN



JO PLATT

wurde in Liverpool geboren und studierte Literatur. Wie ihre Hauptfigur Rosalind hat sie Erfahrung mit Neuanfängen: Über das ländliche Wiltshire, London und Seattle, wo sie als Lehrerin arbeitete, verschlug es sie nach St Albans, die malerische Kathedralenstadt in der Nähe Londons, in der «Herz über Kopf» spielt. Lange Zeit schrieb sie nur für Familie und Freunde, bevor sie sich

ein Herz fasste und ihren ersten Roman in England veröffentlichte. Heute lebt sie mit ihrem Mann – der übrigens einmal ihr Nachbar war – und zwei Kindern in Bristol. Zwei Katzen und (natürlich) zwei Meerschweinchen machen die Familie komplett.



«Hallo-ho.» Celia fügte dem Hallo immer eine weitere Silbe hinzu, sodass es wie ein Trällern klang.

«Hi, ich bin's», sagte ich tonlos. Mein allzu offensichtliches Elend war hier vermutlich von Vorteil. Echte Selbstmordkandidaten taten doch immer bis zur letzten Sekunde so, als wären sie eigentlich ganz gut drauf, oder? Es sind immer die, von denen man es am wenigsten erwartet. So heißt es doch oft, oder? Vor meinem inneren Auge erschien die Szene, wie ich vom Dach eines Parkhauses springe, dabei fröhlich mit beiden Händen winke und rufe: «Es geht mir gut! Wirklich, alles ganz prima!»

«Ros!» Meine Schwester blieb betont heiter. «Das ist aber eine nette Überraschung. Du rufst ganz schön spät an. Warst du aus? Wie läuft es im Buchladen? Irgendwas Spannendes los in St Albans?»

«Das Meerschweinchen ist tot.»

«Was, dein Meerschweinchen? Das du mit dem Haus gemietet hast? Mr. Edmund?»

«Mr. Edward», verbesserte ich.





«Ach du meine Güte, nein.» Sie sagte es eigentlich mehr zu sich selbst, und es lag ein Hauch Panik in ihrer Stimme. Ich hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen.

«Oh, es ist schon okay. Mir geht's gut», beteuerte ich nicht sehr überzeugend.

«Es tut mir so leid, Ros», sagte Celia, «aber er war ja sicher nicht mehr der Jüngste. Wie alt ist er denn geworden? Drei oder vier? War er damit nicht quasi schon ein Meerschweinchen-Greis?» Sie hielt einen Augenblick inne. «Sieh mal, es ist schrecklich, aber du darfst dich deswegen nicht allzu sehr quälen. Denk lieber an all die schönen Dinge in deinem Leben: an dein wunderbares Zuhause, deinen tollen Job, deine Freunde auf der Arbeit, an all die Menschen, die du so sehr magst ... Ros?»

Ich starrte aus dem Erkerfenster und hatte vergessen zu antworten. «Ros? Bist du noch da?»

«Ja, bin ich.»

«Dieses Meerschweinchen war wirklich ein verdammt glücklicher Nager. Wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn du dich seiner nicht angenommen hättest! Wollten sie ihn nicht einschläfern? Du hättest ihn eigentlich Mr. Glückspilz nennen sollen!» Sie lachte schwach.



«Mein Nachbar hat ihn mit dem Rasenmäher überfahren.»
«Was?»

«Mein Nachbar», wiederholte ich und betonte dabei jede einzelne Silbe, «hat ihn überfahren» – hier hielt ich inne und atmete einmal tief durch – «mit seinem Bosch-Rasenmäher», noch einmal durchatmen, «und dann hat er seine Überreste begraben und ist mit einem Blumenstrauß vorbeigekommen, um sich zu entschuldigen.»

«Wie fürchterlich.» Ihre Stimme zitterte ein wenig, und ich überlegte, ob sie womöglich ein Lachen unterdrückte. Eigentlich hätte ich selbst gern gelacht, aber ich befürchtete, dass es in haltloses Schluchzen übergehen könnte.

Ich legte die Hand über den Hörer, damit Celia nicht den abgehackten Atem hörte, der das Weinen ankündigte.

«Wir sollten vielleicht später noch mal telefonieren», sagte ich, als ich mich wieder einigermaßen im Griff hatte. «Mir fällt gerade ein, dass ich noch ...»

«Ist in Ordnung.» Sie unterbrach mich, um mich aus meiner noch unausgegorenen Lüge zu retten. «Eigentlich muss ich sowieso auch gerade los», fügte sie schnell hinzu und tat so, als bemerke sie das Elend am anderen Ende der





Leitung gar nicht. «Aber morgen müssen wir darüber sprechen, was wir an Dads Geburtstag machen.» Ein eindeutiger Versuch, mir etwas zum Nachdenken zu geben und gleichzeitig den Boden für ihren Kontrollanruf am nächsten Tag zu bereiten. «Du kümmerst dich um die Torte, oder? Du weißt ja, dass ich so was überhaupt nicht hinkriege.» Jetzt versuchte sie mir das Gefühl zu geben, gebraucht zu werden, kompetent und überlegen zu sein. «Ich ruf dich morgen an, Ros. Wahrscheinlich schon ziemlich früh – ich hoffe, das ist okay – Ben hat ein Fußballspiel.» Diese letzte Ankündigung bedeutete übersetzt: Ich rufe dich noch vor dem Morgen grauen an, und wenn du nicht abnimmst, sage ich unseren Eltern Bescheid, und die hämmern dann um 7:30 Uhr gegen deine Wohnungstür.

Das war tatsächlich mal passiert, vor ein paar Monaten, als ich nach einem Abendessen bei einer Freundin spontan beschlossen hatte, dort zu übernachten. Ich hatte sowohl mein Handy als auch das Versprechen vergessen, meine Mutter anzurufen. Weil sie nicht in meine Wohnung kamen, hatte Mum panisch alle meine Freunde durchtelefoniert, und so machten sie mich zum Glück ausfindig, bevor «Phase 2» des Masterplans meines Dads in Aktion

trat. Diese, wie mir mein Vater später stolz erklärte, bestand darin, «das Küchenfenster mit meinem neuen Brecheisen aufzustemmen. Du weißt schon, mit dem Ding, das immer in meinem Auto liegt, für alle Fälle.»

Meine Mutter hatte immerhin den Anstand, an dieser Stelle mit den Augen zu rollen und hinzuzufügen: «Du kennst doch deinen Vater, Ros. Er war wirklich ganz versessen darauf, sein neues Brecheisen auszuprobieren.»

Nachdem ich aufgelegt hatte, ging ich in die Küche und schenkte mir noch ein Glas Sekt ein. Ich war ein wenig bestürzt über meine eigene Selbstsucht. Warum zum Teufel hatte ich Celia von Mr. Edward erzählt? Ich hatte ihr den Abend verdorben und ihre Vorfreude auf das Wochenende getrübt. Und dann war ich auch noch so grob zu meinem armen, zerknirschten Meerschweinchenschlächter von einem Nachbarn gewesen. Eins war klar: Ich musste mich dringend entschuldigen.

Die Begebenheit, die dazu geführt hatte, dass ich nicht in der Lage war, mit dem Verlust von Mr. Edward zurechtzukommen, hatte





mit einem weit weniger niedlichen Nager zu tun. Sie lag genau achtzehn Monate und drei Tage zurück. Es war, wie man so sagt, ein Tag gewesen, den man nie vergisst: der perfekte Ort, das perfekte Kleid, perfekte Blumen, einhundertacht Gäste – und eine Ratte.

Ich besaß das Fotoalbum immer noch – ein ziemlich morbides Erinnerungsstück. Es enthielt nur vier der etwa zwanzig Fotos, die der Fotograf an diesem Tag geschossen hatte.

Auf dem ersten sah man meinen Vater und mich, wie wir auf einer Bank im Garten meiner Eltern sitzen. Er hat den Arm um mich gelegt, und wir lächeln uns an. Es wurde aufgenommen ungefähr zehn Minuten bevor wir in das wartende Oldtimer-Cabrio stiegen. Von mir und meinem Vater im Cabrio besaß ich ebenfalls ein Bild.

Das dritte in der reichlich masochistischen Sammlung war ein Schnappschuss. Darauf sah man die Braut und ihre Brautjungfern, wie sie vor der Kirche stehen. Antonia hatte uns gerade erzählt, dass sie ein bisschen auf ihr Kleid gepinkelt hatte, weil sie es so eilig hatte vom Klo zu kommen, und wir lachten alle wie verrückt. Das war mein Lieblingsbild von den vieren und gleichzeitig ein quälender Anblick, weil es doch immerhin bewies, dass

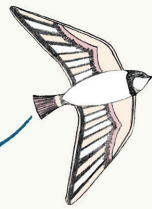


ich einst eine zufriedene, vielleicht sogar hochzufriedene Person gewesen war. Ich sah es mir oft an und versuchte, wenn auch erfolglos, das Gefühl von damals wieder heraufzubeschwören. Stattdessen spürte ich eine Mischung aus Mitleid und Verachtung für die kichernde, töricht optimistische Zehn-Zentimeter-Fotoverision von mir.

Das letzte Bild hatte ich nur aufbewahrt, um den Moment vor dem Moment der Entgleisung festzuhalten. Es war eine unscharfe Fotografie von meinem Vater und mir, aufgenommen von hinten genau in dem Moment, als die große Holztür der Kirche sich öffnete und wir zum Altar schreiten wollten. Was wir natürlich nicht wussten, war, dass auf der anderen Seite jener Tür der stark schwitzende Trauzeuge des Bräutigams wartete, um uns darüber zu informieren, dass mein Verlobter vor ein paar Minuten aus dem Gebäude geflohen war – man nahm an, durch das Fenster der Sakristei – und jetzt nirgends aufzufinden war.



Ich erinnere mich nicht an den Rest des Tages und nur an wenig aus den folgenden Wochen, die ich im Haus meiner Eltern verbrachte. Die Sitzungen bei einer Therapeutin, Tina Sharpe, die ich zwei Mal die Woche besuchte, waren wenig hilfreich. Sie war blond, schön und erfolgreich,



perfekten Haus, hatte

Kinder und einen wunderbaren Ehemann. Sie sprach in sanftem Tonfall, der offenbar beruhigend wirken sollte. Ich müsse die Dinge langsam angehen, den Nebel sich lichten lassen. Währenddessen verhöhnten mich ihre Familienbilder von den Wänden. Schließlich entschied ich, dass London und meine Arbeit Tinas aufdringlicher Vollkommenheit und der ängstlichen Besorgnis meiner Eltern vorzuziehen waren. Also ging ich wieder zur Arbeit, nach sechs Monaten Krankschreibung, immer noch abhängig von Antidepressiva, die mir helfen sollten, morgens in den Pendlerzug statt davor zu springen.

Kaum saß ich wieder an meinem Schreibtisch, schwor mein Chef Alan, der mir meinen «inneren Aufruhr» und meine «emotionale Zerbrechlichkeit» sofort ansah, alles zu tun, um mir den Wiedereinstieg zu erleichtern. Durch den Nebel meiner Depression war ich ihm dankbar dafür. Gleichzeitig erkannte ich, dass ich damit noch lange nicht zum Kern des Problems vorgedrungen war, ganz gleich, wie viel Druck und Verantwortung er von mir nahm. Der Druck und meine mangelnde Fähigkeit, mit ihm umzugehen, waren nämlich gar nicht das Problem; es ging eher darum, dass ich überhaupt kein Interesse mehr für die Arbeit auf-

wohnte in einem
zwei goldgelockte

bringen konnte. Es hätte mir, ganz ehrlich, nicht egal sein können – alles.

Das Ausmaß des Problems trat vollkommen, und, wie sich herausstellte, auch endgültig während eines Meetings zutage. Schuld daran war James Gaville, unser ziemlich charmebefreiter Vorstandsvorsitzender. Auf diesem Meeting sollte das Firmenversicherungsprogramm diskutiert werden, und obwohl Alan mehr als in der Lage war, unsere Abteilung auch allein zu repräsentieren, hatte er mich im Zuge seiner «IRA-Initiative» (Ros Integrieren, Rehabilitieren, Aufmuntern) gebeten, mitzukommen. Das Meeting lief ganz gut, bis Gaville in einem, wie ich später erkannte, vollkommen uncharakteristischen Anfall von Humor anmerkte, dass er es doch merkwürdig finde, dass sein Name in einigen Abschnitten der Unternehmensbroschüre, für die letztlich ich verantwortlich zeichnete, James T. Gaville geschrieben wurde, in anderen jedoch schlicht James Gaville. Er lächelte bestürzt über diesen «grauenvollen Fehler».

Ich kann mich kaum noch an das darauffolgende Gespräch erinnern. Überflüssig zu erwähnen, dass ich Mr. Gaville unmissverständlich davon in Kenntnis setzte, dass die große Mehrheit seiner Angestellten der Ansicht war, dass das «T» eigentlich für «Trottel» stand und dass ich für meinen Teil





der Ansicht war, dass man es so oft wie möglich auslassen sollte.

Ich wurde nicht direkt rausgeworfen, und Gaville hatte immerhin genug Größe, mich zum Bleiben zu ermuntern, wenn auch mit einem etwas nervös flackernden Blick. Aber unter diesen Umständen nahm ich lieber freiwillig die Abfindung an, die Alan irgendwie für mich herausgeschlagen hatte.

Obwohl ich jetzt arbeitslos und, da war ich mir ziemlich sicher, eigentlich längst noch nicht arbeitsfähig war, war ich doch keineswegs mittellos. Dank des früher anständigen Gehalts und eines kleinen Erbes besaß ich eine gemütliche Zweizimmerwohnung in Muswell Hill, die ich untervermietet hatte, während ich mit der Ratte zusammenwohnte. Diese Mieteinnahmen zusammen mit meinen Ersparnissen und der extrem großzügigen Abfindung bedeuteten, dass ich nicht sofort oder auch nur mittelfristig wieder arbeiten musste.

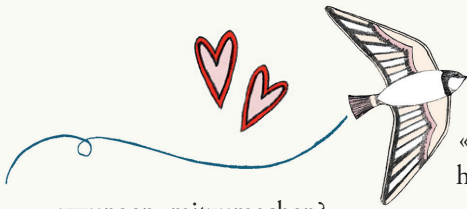
Und so begann die Phase des absichtlichen Nichtarbeitens. Zur Sicherheit beschloss ich, «Nicht-essen», «Nicht-ans-Telefon-Gehen» und «Nicht-



duschen» dem «Nichtstun»-Programm hinzuzufügen. Nach drei Wochen der konsequent durchgezogenen «Ros tut absolut gar nichts» Phase stellten meine Eltern, meine Schwester und einige leidgeprüfte Freunde einen Dienstplan auf, nach dem sie abwechselnd unangekündigt vor meiner Tür standen. Die Besuche konnten jederzeit zwischen neun Uhr morgens und acht Uhr abends stattfinden. Sie luden mich zu Spaziergängen ein, zum Teetrinken, zum Shoppen. Meist endete es aber damit, dass sie die Küche oder das Badezimmer putzten und dann neben mir saßen, während ich mich bei Frühstücksfernsehen, Talkshows und Soaps auf dem Laufenden hielt, je nach Tageszeit. Natürlich begriff ich irgendwann, dass ich mich zusammenreißen musste, wenn ich jemals wieder in Ruhe fernsehen wollte. Ich wusste nur nicht wie.



Wie sich herausstellte, kam das «wie» in Gestalt von Tom Cline, einem auf nette Weise leicht dicklichen Notar, der überdies einer meiner ältesten Freunde war. Ich öffnete die Wohnungstür um 19:15 Uhr am zweiten Mittwoch des Besuchsdienstplans, um ihn lässig gegen die Hausflurwand gelehnt stehen zu sehen.



«Oh mein Gott. Sie haben dich auch ge-

zwungen, mitzumachen?»

«Leider ja», seufzte er. «Also, kann ich reinkommen, oder was?»

Ich trat zur Seite und forderte ihn mit einer theatralischen Handbewegung auf, einzutreten. «Möchtest du vielleicht ein Glas Wein oder so?»

«Was hast du denn da?»

Wir gingen in die Küche, und ich öffnete den Kühlschrank. Ich wusste, dass er sich derweil umschaute und die zugemüllte Arbeitsfläche und das schmutzige Geschirr sah. «Es ist hier gerade nicht sehr ordentlich, ich weiß», bemerkte ich.

«Du hast verdammt recht, das ist es nicht», entgegnete er streng. «Und wenn du glaubst, dass ich das da trinke», er zeigte in Richtung der Weinflaschen, die im Kühlschrank über gammeligem Gemüse lagen, «dann liegst du leider komplett daneben.»

Ich sah zu ihm auf und überlegte, ob er eine geistreiche Antwort erwartete, eine Kostprobe meiner Schlagfertigkeit. Aber da war er schief gewickelt.

«Gut», sagte ich und holte eine Flasche für mich heraus.

«Stopp!», sagte er in besorgtem Tonfall und legte mir die

Hand auf den Arm. «Ich kann nicht zulassen, dass du dir das antust, Ros.» Er ging in den Flur und kehrte mit seiner Aktentasche zurück. Er öffnete sie, holte eine Flasche Riesling heraus und zeigte mir mit stolzem Lächeln das Etikett, fast wie ein Vater, der sein Erstgeborenes herumzeigt. «Tadah!», er grinste.

Ich erwiderte das Lächeln und brach in Tränen aus. Tom legte seine teure Flasche in den Kühlschrank, nahm mich in den Arm und führte mich dann ins Wohnzimmer.

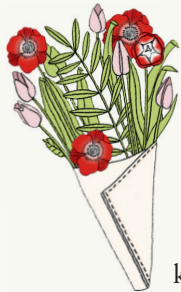
Eine halbe Stunde später hatte ich zu schluchzen aufgehört. Wir saßen nebeneinander auf dem Sofa, schauten alte Folgen meiner Lieblingssoap, Eastenders, und tranken unser erstes Glas Wein.

«So kann das nicht weitergehen, Ros», sagte er.

«Das hab ich auch schon gemerkt», schniefte ich.

«Ich meine, du siehst scheiße aus und nervst uns alle kolossal. Deine Familie sorgt sich zu Tode, und der Rest von uns ist auch nur noch mit dir beschäftigt. Ich wollte eigentlich heute Abend mit Amy essen und nicht dabei zusehen, wie Phil Mitchell rückfällig wird. Schon wieder.» Er maß mich mit seinem Blick. «Und, mein Gott, Ros – du warst mal recht attraktiv. Jetzt siehst du aus wie diese Obdachlose am Themseufer, die die riesigen Männerschuhe trägt.»





«Die Teewärmer-Frau?»

Er nahm einen Schluck von seinem Wein und wandte sich dann wieder dem Fernseher zu. «Genau die.»

Ich sah an meiner geblühten, schief geknöpften Bluse und den grauen Jogginghosen herunter und versuchte wirklich, seine Bemerkung ernst zu nehmen, konnte aber einfach das Problem nicht erkennen. Meine Kleidung war praktisch sauber, abgesehen von zwei Rotweinfleckchen und einer winzigen Spur des gestrigen Mittagessens. Im Übrigen war es ja nun auch nicht so, dass ich vorhatte noch auszugehen. Ich betrachtete Toms strenges Profil und überlegte, den Teewärmer vom Tisch zu nehmen und ihn mir auf den Kopf zu setzen, um die allgemeine Stimmung zu heben. Das wäre bestimmt lustig. Aber ganz sicher war ich mir nicht, und je länger ich darüber nachdachte, desto mehr befürchtete ich, dass ich darüber in Tränen ausbrechen würde, Tom womöglich auch, also verwarf ich die Idee.

«Ach ja. Amy, die olympische Fechterin mit dem Cambridge-Abschluss, die beim Sex abgeht wie Schmidts Katze», sagte ich stattdessen.

«Nationalliga – sie hat es nie bis zu den Olympischen Spielen geschafft. Spielt Ian Bale immer



noch bei Eastenders mit? Herrje.»

«O ja, sorry ... das hab ich ganz vergessen. Ihre Medizinkarriere kam ja ihrer Neigung zu Messerstechereien in die Quere.»

Er sah mich überrascht an.

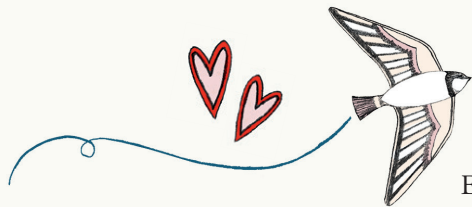
«Weißt du», sagte er lächelnd, «dein altes lustiges Ich ist immer noch irgendwo dadrin.» Er griff zur Fernbedienung, schaltete den Fernseher aus und legte den Arm um meine Schultern. «Was passiert ist, war grauenvoll, Ros. Unbestreitbar grauenvoll. Aber du bist noch nicht einmal dreißig. Lass dir nicht das ganze Leben dadurch vermiesen.» Er drückte zart meine Schulter. «Wir haben alle so gehofft, dass es dir besser gehen würde, wenn du wieder arbeitest. Aber weißt du, nach allem, was passiert ist, könntest du es als echte Chance nehmen, neu anzufangen. Du könntest ...» «Hast du ihn gesehen?», unterbrach ich ihn.

Er seufzte und lehnte sich zurück. «Das weißt du doch.»

«Ich meine, in letzter Zeit. Hast du ihn in letzter Zeit gesehen?»

«Ich habe ihn letzte Woche gesehen. Wir haben uns auf ein Bier getroffen.»





«Oh.»

Er wollte ganz offensichtlich nicht darüber sprechen, und ich versuchte, es dabei zu belassen, aber nach einem kurzen, halbherzigen inneren Kampf fragte ich: «Hat er dir gesagt warum?»

Er rollte mit den Augen. «Nein, hat er nicht», antwortete er. «Und ich habe ihn auch nicht danach gefragt», fügte er hinzu, jetzt ganz eindeutig verärgert. «Oh Gott, jetzt heul doch nicht wieder, Ros, sonst muss ich auch gleich Antidepressiva nehmen.»

«Ich weine nur so viel, weil meine Dosis reduziert wurde», heulte ich und presste die Hände fest auf die Augen.

«Was für ein phantastisches Timing!», rief er wütend. «Verdammt, wer zum Teufel ist dein Arzt? Hat sich mal jemand seine Qualifikation angesehen?»

An dieser Stelle senkte sich eine unglückliche Stille auf uns, während derer ich mir die Augen mit einer zerdrückten Klopapierrolle abtupfte, die ich in der Tasche meiner Jogginghose gefunden hatte. Tom rieb sich den Nacken. Bei ihm war das immer ein Zeichen für extremes Unbehagen. Als er wieder zu sprechen begann, klang es sanft und freundlich. «Es tut mir leid, Ros. Aber es wäre einfach schön, dich wiederzusehen, weißt du?»

«Ich erinnere mich kaum noch an mich», schluchzte ich leise, lehnte mich an ihn und schnäuzte die Nase. «Manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie die alte Ros mit der Sache umgegangen wäre, aber wenn ich daran denke, was mit ihr passiert ist, kann ich sie nur verachten. Wie konnte sie nur so dumm sein?»

«Du warst nicht dumm. Niemand hat es kommen sehen. Jeder fand, dass ihr das perfekte Paar wart ...» Er hielt verunsichert inne und schenkte uns nach, bevor er fortfuhr. «Sieh mal, ich weiß nicht, ob es die Sache besser oder schlimmer macht, wenn ich dir das erzähle, aber er sagt, dass er dich immer noch liebt. Sehr sogar. Er ist am Boden zerstört, seit er weiß, wie schlecht es dir geht.»

«Ich weiß», ich lachte bitter. «Er hat Celia dasselbe gesagt.» «Ich versuche doch nur zu verhindern, dass du mich gleich wieder vollheulst. Dieses Hemd hat ein Vermögen gekostet, und jetzt ist es voller Rotz und Tränen.» Er zeigte auf einen großen Fleck auf seinem rechten Ärmel.

Ich musste lächeln.

«Na also», sagte er, «und ich hab das Knirschen deiner Gesichtsmuskulatur kaum gehört. Und jetzt», fuhr er fort, langte nach unten und öffnete seine Aktentasche, «habe ich einen geschäftlichen Vorschlag für dich.»





«Meinst du das ernst?», fragte ich.

«Absolut.» Er zog einen Stapel Papiere heraus und ließ seine Tasche zuschnappen. «Bist du bereit?»

«Seh ich so aus?»

Er betrachtete mich unsicher. «Ich sag dir was», begann er dann nach einer kurzen Pause, «du kümmerst dich jetzt um was auch immer das ist, was da aus deinem linken Nasenloch hängt, und wir machen dann einfach trotzdem weiter.»

Nur ein paar Monate, nachdem ich den Vertrag aus Toms Aktentasche unterschrieben hatte, hatte sich mein Alltag komplett verändert. Ich hatte die Wohnung in Muswell Hill wieder vermietet und wohnte jetzt in einer leicht heruntergekommenen Doppelhaushälfte in St Albans vor den Toren Londons. Sie hatte einen etwa 80 Quadratmeter großen, teilweise verwilderten Garten, in dem mindestens ein Fuchs und in einem baufälligen Schuppen ein Meer-schweinchen lebten, eben jener Mr. Edward. Letzterer war Teil des Mietvertrags, weil seine vormaligen Besitzer ihn nicht ins Ausland hatten



mitnehmen können, und obwohl ich niemals auf die Idee gekommen wäre, mir ein Haustier anzuschaffen, wuchs er mir wirklich ans Herz.

Toms Angebot hatte in einer Investition in das Antiquariat Chapters seines Freundes Andrew O'Farrell in St Albans bestanden. Das Unternehmen war tatsächlich erfolgreich, oder zumindest kein totaler Flop, und Andrew suchte einen Investor, der das benötigte Geld für den Kauf größerer Räumlichkeiten bereitstellte. Da kam ich ins Spiel. Zusätzlich dazu, dass ich Kapital beisteuerte, arbeitete ich drei halbe und zwei volle Tage wöchentlich in dem Laden. Damit war ich kein stiller Teilhaber mehr, sondern quasi ein halblauter. In den ersten paar

Wochen meiner neuen Anstellung stimmte die Kasse abends nicht, ich vergaß, dass der Kunde immer recht hatte, verlegte Schlüssel und, was noch schlimmer war, legte deshalb noch nicht einmal ein angemessenes Schuldbewusstsein an den Tag. Ich war mir ziemlich sicher, dass Andrew mir nur zu gern mehr als meinen wöchentlichen Lohn gezahlt hätte, nur damit ich wieder ging. Aber die Abmachung war ganz klar: Für mein Geld musste man auch mich mit in Kauf nehmen. Eine Weile besuchte ich noch hin und wieder mit meinen





alten Freunden die Londoner Restaurants und Bars, aber jedes Mal wurde unangenehm deutlich, dass wir alle nicht so recht wussten, ob wir die Ratte erwähnen sollten oder nicht. Sie stand als Problem mitten im Raum, und der Aufwand, sie zu ignorieren, war beschämend groß. Die Folge war, dass ich meine Freunde immer seltener traf, bis ich schließlich überhaupt nicht mehr das Gefühl hatte, mich bei ihnen melden zu müssen, nicht mal aus Höflichkeit.

Es war an einem Freitagabend, etwa achtzehn Monate nach meinem Beinahe-Hochzeitstag, ich saß in meinem Wohnzimmer, trank ein Glas Sekt und dachte friedlich über mich nach, als mir plötzlich klar wurde, dass man meine Lage mittlerweile als «deutlich besser» bezeichnen konnte. Ich mochte meine Kollegen wirklich, St Albans passte zu meiner Stimmung, und ich dachte nicht mehr jeden Tag an die Ratte.

Was ich nicht bedachte war, dass meine verbesserte Lage bisher noch keine persönlichen, finanziellen oder beruflichen Herausforderungen zu bestehen gehabt hatte – Familie und

Freunden sei Dank. Der unerwartete Tod eines Haustiers, unter normalen Umständen ein eher zu vernachlässigendes Ereignis, war daher für mich die erste wirkliche Prüfung meiner Fähigkeit, mit neuen emotionalen Qualen fertig zu werden. Und so unbestreitbar klein dieser Vorfall zunächst wirkte, so wenig übertrieben war es zu behaupten, dass das vorzeitige Ableben von Mr. Edward ein ähnliches Gewicht hatte wie die Flucht der Ratte, zumindest, was seine Auswirkungen auf mich und meinen persönlichen Lebensweg betraf.

Natürlich wusste ich davon noch nichts, als ich an jenem ruhigen Abend Ende April aufstand, meinen Bademantel zuzog und zur Tür ging, um zu öffnen. Als ich kurz durch das Wohnzimmerfenster spähte, um nachzuschauen, wer da geklingelt hatte, fühlte ich nur Verärgerung, dass mein ruhiger Abend in Gesellschaft einer Flasche Sekt durch einen bärtigen Kerl mit einem Blumenstrauß gestört wurde. Er sah nicht so aus, als käme er von Fleurop, und ich war mir sowieso sicher, dass die Blumen nicht für mich sein konnten. Ich ging also in den Flur, um die Tür zu öffnen, und murmelte ungehalten vor mich hin, während ich versuchte, meinen Handtuchurban auf dem Kopf zu behalten.

Ich öffnete die Tür und musste unwillkür-





lich an Fischstäbchen und Robinson Crusoe denken. Mein Besucher war blond, über eins achtzig groß, trug einen groben irischen Wollpullover, der aussah, als hätte man ihn mit den Stangen eines Baugerüsts gestrickt, und hatte die Art Bart, die man eigentlich mit Gartendraht von den Ohren weghalten müsste. Kaum hatte er jedoch ein vorsichtiges «Hallo ... guten Abend» von sich gegeben, hörte man, dass er nicht der wettergegerbte Seebär war, den ich hinter all den Haaren vermutet hatte. Sein Akzent klang eher nach Londoner Upperclass. Der Kontrast zwischen seiner Erscheinung und seiner Sprache war ziemlich irritierend. Ich trat einen halben Schritt zurück und schloss die Tür bis auf einen Spalt.

«Hallo», wiederholte er und lächelte so unsicher und wenig überzeugend, dass es mich nur noch mehr beunruhigte. «Sind Sie Mrs. Shaw? Habe ich an der richtigen Tür geklingelt?»

«Kann ich Ihnen helfen?», fragte ich. Ich wollte möglichst nichts Persönliches preisgeben.

«Äh ... tja, ja. Hallo. Noch mal. Ich heiße Daniel McAdam. Ich bin Ihr Nachbar. Na ja, nicht wirklich Ihr Nachbar. Mein Garten grenzt an den Ihren. Sozusagen ...» Er machte eine Handbewe-



gung in Richtung der Rückseite meines Hauses, versuchte noch einmal zu lächeln, gab es vernünftigerweise auf und hielt inne.

«Tja, also, es ist schön, Sie kennenzulernen, Mr. McAdam, aber ich wollte gerade die Kinder ins Bett bringen, also ...»

«Sie haben Kinder?» Er sah jetzt todunglücklich aus. «Sylvia meinte, Sie hätten keine.»

«Sylvia?»

«Meine Nachbarin. Sie kennt Ihren Vermieter.»

Langsam verlor ich die Geduld. «Okay, also nein, Sylvia hat tatsächlich recht, ich habe keine Kinder. Ich meinte, dass meine Nichte und mein Neffe heute bei mir übernachteten, und ich wollte sie gerade ins Bett bringen. Also ...»

«Mein Gott, ja, es tut mir leid, es ist alles so schwierig.» Er biss sich auf die Unterlippe, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dass sich das so anfühlen musste, als kaue man auf einer Zahnbürste herum. Der Bart war wirklich schrecklich. Der Mann nahm bestimmt an einer Art Entzug teil. Oder vielleicht war er auch nur einfach reich und verschroben.

Mir wurde bewusst, dass er wieder zu sprechen begonnen hatte. «... und dann habe ich herumgefragt, ob jemand hier





ein Meerschweinchen hat oder ein Zwergkaninchen, und Sylvia sagte, ja, sie glaube, dass Sie eins hätten.»

«Oh, mein Meerschweinchen!» Jetzt verstand ich endlich. «Ist es wieder abgehauen? Es ist so frech. Ist es in Ihren Garten gerannt? Tut mir so leid. Weiß der Teufel, wie es immer wieder schafft auszubüxen. Haben Sie es einfangen können? Ich zieh mir nur eben etwas an und komme mit.» Er stand bewegungslos auf den Stufen. Ich konnte nicht recht erkennen, was in ihm vorging, zumal sechzig Prozent seines Gesichts mit Haaren bedeckt waren, aber ich glaubte, Trauer mit einem Hauch Angst in den blauen Augen zu sehen, die zwischen Brauen und Bart hervorleuchteten. Ich sah zum Blumenstrauß und zurück in die gequälten Seebärenaugen. «Geht es ihm gut?» Er schüttelte den Kopf.

«Was ist passiert?», fragte ich. Und dann, als er von dem Klumpen im Gras erzählte, vom Schwung des Rasenmähers und von seinem außerordentlichen und tiefen Bedauern, schloss ich sanft, aber bestimmt die Tür vor ihm und seinen Blumen und kehrte zu meiner Flasche Sekt zurück, wobei ich sorgfältig darauf bedacht war, meinen Handtuchurban daran zu hindern, herunterzufallen.



Mein Lesetipp



Hier erfahren Sie mehr:
www.rowohlt.de

© Lindsey Spinks/The Artworks